



Zur Kulturgeschichte
Österreichs und Ungarns
1890–1938

Auf der Suche nach
verborgenen Gemeinsamkeiten

WILLIAM M. JOHNSTON

Studien zu Politik und Verwaltung

Begründet von

Christian Brünner · Wolfgang Mantl · Manfred Welan

Herausgegeben von

Ernst Bruckmüller · Klaus Poier · Gerhard Schnedl · Eva Schulev-Steindl

Band 110

William M. Johnston

Zur Kulturgeschichte Österreichs und Ungarns 1890–1938

Auf der Suche nach verborgenen Gemeinsamkeiten

Aus dem Englischen von Otmar Binder



2015

BÖHLAU VERLAG WIEN · KÖLN · GRAZ

Zukunftsfonds
der Republik Österreich

Gedruckt mit der Unterstützung des Zukunftsfonds der Republik Österreich

Textnachweis:

Kapitel 2.1 und 2.4 basieren auf einem Text, der erstmals unter dem Titel »In What Ways Do Fin-de-Siècle Buildings in Austria-Hungary ›Speak‹?« veröffentlicht wurde in: MAK/ZINE # 2/2012 Wien 1900, Hg. Christoph Thun-Hohenstein, MAK – Österreichisches Museum für angewandte Kunst/Gegenwartskunst, Wien 2012, S. 76–87.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung:

Foto: © JONATHAN – Fotolia.com

© 2015 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H., Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Lektorat: Nikola Langreiter, Lustenau
Umschlaggestaltung: Peter Fromann, Köln
Satz: Michael Rauscher, Wien
Druck und Bindung: Theiss, St. Stefan im Lavanttal
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-79541-4

Inhalt

Vorwort: Österreich und Ungarn als kulturelles Ökosystem	II
--	----

ERSTER TEIL ZUKUNFTSWEISENDE HISTORIKER

Kapitel 1: Referenzrahmen der Forschung	19
1.1 Artikel oder Bücher?	19
1.2 Terminologien und Paradigmen	24
Kapitel 2: Architekturhistoriker als Pioniere	29
2.1 Charles S. Maier und die Architekturgeschichte	29
2.2 Vielschichtige Loyalitäten in einem kulturellen Ökosystem	31
2.3 »Territorialität« versus »Transnationalität«	35
2.4 Architektur und das Problem der Sprache	37
2.5 Anthony Alofsin und der »Kontextuelle Formalismus«	43
Kapitel 3: Die mitteleuropäische Bildungsethik	46
3.1 Der thesesianische Mensch	46
3.2 Die Gindely-Illusion	55
3.3 Bildungsethik versus höfischen Habitus	58
3.4 Das Menschen-Modell des Biedermeier	68
Kapitel 4: Die Theorie Österreichs von Grassl und Smith	73
4.1 »Marginozentrische« Kulturen als Orte der Grenzüberquerung	73
4.2 Bartók zum Thema Volksmelodien als Grenzgänger	81
4.3 Ineinander verschränkte Bezugssysteme: eine Theorie	85
Kapitel 5: Moritz Csáky und das Für und Wider der Pluralität	91
5.1 Eine Methodologie zur Erforschung der Pluralität	91
5.2 Die Operette als tragende Säule der Doppelmonarchie-Kultur	95
5.3 Die Verlockungen der Pluralität	101

Kapitel 6: György M. Vajdas Literarische Kulturgeschichte	106
6.1 Ein Meister der Komparatistik	106
6.2 Vajda zu Sezessionismus und der Symbolistischen Bewegung	110
6.3 Eine essayistische Phänomenologie	114
 Kapitel 7: Peter Weibel und die Avantgarden im selbstauferlegten Exil	 122
7.1 Eine »Dritte Kultur« als Paradigma für kulturelle Symbiosen	122
7.2 Künstlerische und literarische Avantgarden in Ungarn	125
7.3 Wissenschaftler-als-Künstler und ihre Forschungskultur	136
 Kapitel 8: J. P. Sterns Modell des (zu) teuer Erkauften	 146
8.1 Deutschlands »Übererfüller«	146
8.2 Hyperaktive Deutsche und der österreichische Mensch	152
8.3 Leó Popper und die Experimente von Künstlern	155
8.4 Ein »Doppelmonarchie-Mensch«?	160
8.5 Babits und die Propagandisten des österreichischen Menschen	165
8.6 Protest gegen übermäßigen Ernst: Kosztolányi und Szerb	171

ZWEITER TEIL
WEGWEISENDE THEMEN

Kapitel 9: Die Doppelmonarchie und Russland	187
9.1 Isaiah Berlin und die Kultur der Pluralität	187
9.2 Martin Malias Modell eines West-Ost Kulturgefälles	198
 Kapitel 10: Die Psychoanalyse im Austausch zwischen Österreich und Ungarn	 206
10.1 Die Achse Wien – Budapest	206
10.2 Budapest als Wiens eifersüchtige Schwester	209
10.3 Magisches Denken und geschönte Paralleluniversen	212
10.4 Leopold Szondis Schicksalsanalyse und die ungarische Neigung zur Stasis	216
 Kapitel 11: Was schöpferische Geister unklassifizierbar macht	 227
11.1 Probleme der Kategorisierung	227
11.2 »Skurril« als Synonym für »unklassifizierbar«	229
11.3 Österreich und Ungarn als Gegensätze	234
11.4 Die »Einzigartigkeit« von Gyula Krúdy's Erzähltechnik	239

11.5 Warum Endre Ady aus österreichischer Perspektive in keine Schublade passt	247
Kapitel 12: Negative Einschätzungen	251
12.1 Der Konsens in Frage gestellt	251
12.2 Eine Kritik des einseitigen Umgangs mit Polaritäten	258
12.3 Ernest Gellner zum Thema Bauerngemeinden und Modernisierung . . .	265
12.4 Miroslav Krleža als lebenslanger Schwarzmalter der Doppelmonarchie .	271
Kapitel 13: Die Leitha zu einem Fluss der Erinnerung machen	280
Bibliografie mit Kommentar	289
Register	322

Österreich und Ungarn als kulturelles Ökosystem

Dieses Buch unternimmt den Versuch, für das Studium der Kulturgeschichte der habsburgischen Spätzeit insofern einen neuen Rahmen zu schaffen, als hier die Kultur Österreichs und die Ungarns als Teile ein und desselben Ökosystems aufgefasst werden. Es ist mein viertes Buch zum Themenkomplex der Geisteskultur des Habsburgerreiches und seines Nachlebens von 1848 bis 1938. Zwei frühere, darunter das Pionierwerk *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte: Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938* (1974) [*The Austrian Mind* (1972)], erschienen erstmals in den 70er Jahren, als sich die Faszination für »Wien um 1900« in Nordamerika und Westeuropa eben erst abzuzeichnen begann. Der Vorsatz, den Rahmen über Österreich hinaus auszudehnen und Ungarn stärker zu berücksichtigen, entstand im Lauf von mehreren bibliografischen Grabungskampagnen. Aus vier verschiedenen Anlässen innerhalb von vier Jahren durchkämmte ich englische, deutsche und französische Anmerkungsapparate und Bibliografien. Zum ersten Mal geschah dies, um die Bibliografie meines Buches *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte* für einen Nachdruck der deutschen Version (2007) auf den letzten Stand zu bringen; der zweite Durchgang galt einer neuen Übersetzung ins Spanische (2009). Zur gleichen Zeit bot mir eine Reihe von Vorlesungen in Österreich die Möglichkeit, meine Forschungen zur Jahrhunderte währenden Kontinuität der spezifisch österreichischen Identität zu vertiefen. Dies führte zu dem Buch *Der österreichische Mensch* (2010) [*The Austrian Human Type* (2009)], das auf der Grundlage von fast ausschließlich deutschsprachigem Material versucht, das Selbstbild der Österreicher nachzuzeichnen. Zuletzt folgte ich 2010 einer Einladung, einen Überblick zu »Wien um 1900« zur Ausstellung *Vienna 1900: Art and Design: Klimt, Schiele, Hoffmann, Loos*, die in der National Gallery of Victoria in Melbourne, Australien, von Juni bis Oktober 2011 gezeigt wurde, beizusteuern. Für diesen Auftrag grub ich einen regelrechten Schatz an neueren und neuesten Beiträgen zur bildenden Kunst in Österreich und Ungarn aus.¹

Mitte 2011, nach vier Jahren bibliografischer Recherche, wiegte ich mich in der Vorstellung, es sei mir gelungen, einen Großteil der wichtigen und der we-

1 William M. Johnston, »The Political and Cultural Background of ›Vienna 1900: A Golden Age of Cultural Exchange«, in *Vienna Art and Design: Klimt, Schiele, Hoffmann, Loos* (Melbourne: The National Gallery of Australia, 2011), S. 15–25, 282. Zeitgleich zeigte die Neue Galerie in New York die Ausstellung »Vienna 1900«. Siehe Jill Lloyd und Christian Witt-Döring (Hg.), *Birth of the Modern: Style and Identity in Vienna 1900* (New York: Neue Galerie, 2011).

niger wichtigen Sekundärliteratur der letzten dreißig Jahre zu Themen der österreichischen Geistes- und Kulturgeschichte auszugraben. Wie sich bald herausstellte, lag ich mit dieser Annahme völlig falsch. Während ich noch überlegte, wie eine Synthese der bis dahin gesammelten Sekundärliteratur aussehen könnte, unterzog ich diese Literatur der *fünften* eingehenden Prüfung in ebenso vielen Jahren. Diesmal konzentrierte ich mich auf ungarische Publikationen und zwar im Besonderen auf solche in Periodika in westlichen Sprachen, die ich zuvor übersehen hatte, wie z. B. *Neobelicon* (gegründet 1973) und *Hungarian Studies* (gegründet 1985). Die auf Englisch, Deutsch und Französisch geschriebenen Artikel, die ich dort fand, eröffneten eine Fülle neuer Perspektiven sowohl auf Österreich wie auf Ungarn und machten mich auf mehrere Schichten von Sekundärliteratur aufmerksam, die mir bei meinen früheren Sichtungen verborgen geblieben waren. Als besonders ergiebig erwiesen sich Publikationen über Architektur und Kunst des gesamten Habsburgerreiches wie die großen Arbeiten von Ákos Moravánszky (1998), Anthony Alofsin (2006) und Elizabeth Clegg (2006). Indem sie die visuelle Kultur des Habsburgerreiches als ein riesiges Ganzes ins Auge fassen, haben diese Kunsthistoriker gezeigt, dass es nicht mehr angeht, sich ausschließlich – oder auch nur vorwiegend – auf Wien, Prag oder Budapest zu konzentrieren.

Wenn die Kategorie »Wien um 1900« manchmal Gefahr läuft, zu einem bloßen Marketingslogan zu verkommen, wie, so fragte ich mich, würden erste Schritte zu einer Neukonzeption der Forschungsmodelle für die Kultur der habsburgischen Spätzeit aussehen, die auf einer das ganze Reich umfassenden und von den besagten Kunsthistorikern bereits geleisteten Perspektive aufbauen? Um herauszufinden, ob jemand bereits an einem solchen Projekt arbeitete, unternahm ich eine *sechste* Sichtung der Sekundärliteratur, für die ich mich auf Fußnoten und Bibliografien in Werken der Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, Philosophie und interethnischen Geschichte konzentrierte. Mehr oder weniger zufällig stieß ich im *sechsten* Jahr meiner Suche auf zwei Gelehrte, deren Arbeiten zur habsburgischen Kulturgeschichte mir – wie im Übrigen auch allen andern – zuvor entgangen waren. Zwei Artikel von Virgil Nemoianu aus den Jahren 1989 und 1993 und einer von Charles S. Maier (1999) ließen mich erkennen, dass sich die darin geäußerten Ideen passgenau zu Gedanken fügen, die Wolfgang Grassl und Barry Smith in drei ebenfalls so gut wie unbeachtet gebliebenen Artikeln vorgetragen haben. Diese vier Autoren stellen im Verein mit weiteren hier noch zu nennenden in der Tat Ingredienzien für eine neue Sicht auf die Kultur Habsburgs bereit.

Auf eine solche aus verschiedenen Quellen stammende Sicht trifft eine Reihe von Aussagen zu. Kein Kulturhistoriker hat, erstens, die Erkenntnisse dieser Autoren bis jetzt für seine Disziplin nutzbar gemacht, und allzu wenige Kollegen sind ihrer bis jetzt überhaupt ansichtig geworden. Der Fokus dieser Autoren liegt, zweitens,

auf dem Territorium des *gesamten* Habsburgerreiches ebenso wie auf dem Nachwirken seiner Kultur in den Nachfolgestaaten bis in die späten 1930er Jahre. Diese Gelehrten haben, drittens, die Vorbedingungen für intellektuelle Kreativität analysiert, die in Institutionen, geografischen Gegebenheiten und interethnischen Beziehungen gründen sowie in den von Grassl/Smith so genannten »Bezugssystemen«. Viertens, diese Historiker haben neue analytische Kategorien bereitgestellt, und sie fokussierten mit Vorliebe auf multivalente Persönlichkeiten, die sich ganz offenbar einer Einordnung in bestehende Kategorien widersetzen. Alle Autoren beweisen zudem eine glückliche Hand für die Konzeptualisierung dessen, was sich bisherigen einschlägigen Versuchen entzogen hat.

Ich entschloss mich jetzt angesichts dieser Literaturfunde auf den Grundmauern weiterzubauen, die von Maier, Nemoianu und Grassl/Smith errichtet worden und bis jetzt ohne Überbau geblieben waren.² Dieses Buch verbindet also ihre bahnbrechenden Überlegungen mit den Forschungsergebnissen einer Reihe anderer Historiker aus den 90er Jahren, von denen einige – Moritz Csáky, György M. Vajda, J. P. Stern – eine gewisse Bekanntheit haben, was für Peter Weibel, jedenfalls im anglo-amerikanischen Raum, noch nicht gilt. Diese Pioniere haben etwas ganz Wesentliches geschaffen, nämlich eine Serie alternativer Paradigmen für die Interpretation der intellektuellen und künstlerischen Bewegungen, die zwischen 1867 und 1918 in Österreich und Ungarn entstanden – und zwar nicht als Produkte ausschließlich der einen oder andern Region, sondern in der »großen Arena« des gesamten Habsburgerreiches. Während ich meine Netze von Literatur-, Philosophie- und Wissenschaftshistorikern zu Architektur- und Musikhistorikern spannte, wurde mir allmählich bewusst, dass einige dieser konzeptuellen Wegbereiter literarische Strategien neu erfunden haben, die bereits vor achtzig Jahren zur Beschreibung der Doppelmonarchie verwendet worden waren. Manche dieser jüngeren Historiker verwenden wieder Tropen, die von Schriftstellern der Zwischenkriegszeit – wie Hofmannsthal, Musil, Broch und dem weniger häufig gelesenen Mihály Babits – in einem ähnlichen Zusammenhang entwickelt worden waren. Dabei handelt es sich um Techniken wie das Abtragen sukzessiver Schichten, die unvermittelte Gegenüberstellung extremer Gegensätze und das Verbildlichen von Parallelwelten.

Dieses Buch schlägt notgedrungen teilweise neue Terminologien vor, die dem Studium der kulturellen Phänomene des späten Habsburgerreiches dienen sollen. Dieses Reich wird so oft erwähnt, dass sein Name zweckmäßigerweise abgekürzt wird. Durchgehend bezeichnen dabei die Ausdrücke »Habsburg« und »habsburgisch« bzw. »Habsburger« das *Reich* Habsburg, *nicht* die Dynastie. Wenn diese

2 Eine teilweise Ausnahme ist Moritz Csáky's beiläufiger Hinweis auf Grassl und Smith in: *Ideologie der Operette und Wiener Moderne*, 2. Aufl. (Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 1998).

Verkürzung Politikhistorikern unpassend erscheint, kann ich nur sagen, dass die Alternativen – »Österreichische Monarchie«, »Österreich-Ungarn«, »Danubien«, »Donaumonarchie«, »Donauregion«, »Imperiales Österreich« oder »Kakanien« – ebenso irreführend sind, nur eben auf andere Weise. Der von mir bevorzugte Terminus für das Regime des späten Habsburgerreiches ist »Doppelmonarchie«. »Kakanien«, bekanntlich ein Wortspiel, das sein Erfinder Robert Musil nur auf die österreichische Reichshälfte bezog, eignet sich für meine Zwecke nicht. Ungeachtet des Sprachgebrauchs, der sich in den letzten Jahren eingebürgert hat, muss man doch sehen, dass dieses *Jeu d'esprit* zum Etikettenschwindel wird, sobald es in Bezug auf die ganze Doppelmonarchie verwendet wird, von der Musil nur die deutsch-österreichische Hälfte, das sogenannte Cisleithanien, näher kannte. Tony Judt hat, einstweilen noch fast unbemerkt, einen weiteren Ausdruck vorgeschlagen: »Habsburgia«.³ Trotz seines leicht despektierlichen Beigeschmacks hat dieser Ausdruck zumindest im Englischen eine größere deskriptive Kraft als »Kakanien« und wird hier für die Erörterung des Nachlebens der »habsburgischen« Kultur nach 1918 fallweise verwendet. Künftige Generationen mögen die Verwendung des Ausdrucks »Post-Habsburgia« für erwägenswert halten, als Kürzel für das, was die Elegiker der Doppelmonarchie von dem untergegangenen Reich nach 1918 weiterleben lassen wollten.

Zu unserem noch größeren Leidwesen gibt es auch keine adäquate geografische Bezeichnung für den Raum, den nach 1918 die acht Nachfolgestaaten der Doppelmonarchie einnahmen. Diese lexikalische Lücke stellt ein beträchtliches Hindernis dar für jeden Diskurs über die Kontinuitäten innerhalb des habsburgischen Mitteleuropa vor und nach 1918. Die Ausdrücke »Mitteleuropa«, »Ost-Mitteleuropa« und das jetzt gern gebrauchte »Mittel- und Osteuropa« sind ausschließlich in Analysen spezifischer geopolitischer Debatten am Platz, da sie für meine Zwecke zu viel nicht-habsburgisches Territorium mitbezeichnen – Deutschland, Polen, manchmal auch noch die baltischen Staaten. »Mitteleuropa« und seine Varianten sind nicht mehr – und waren vielleicht nie – adäquate Synonyme für die Habsburger Monarchie.

Der Begriff »Wien um 1900« hat als Bezeichnung für eine unwiederbringliche kulturelle Blütezeit nachgerade eine eigene Aura entwickelt. Während der 1980er Jahre wurde ihm ein nahezu totemischer Status zuteil als offenkundiges Saatbeet des damals neuen Postmodernismus. Obwohl es ein Anliegen dieses Buches ist,

3 Tony JUDT with Timothy SNYDER, *Thinking the Twentieth Century* (New York: The Penguin Press, 2012), S. 12, 236. In der deutschen Version, *Nachdenken über das 20. Jahrhundert*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork (München: Carl Hanser Verlag, 2013), wird »Habsburgia« allerdings durch bereits geläufige Ausdrücke wiedergegeben (Anm. d. Ü).

Forschungsstrategien, die sich auf »Wien um 1900« konzentrieren, um solche zu ergänzen, in deren Zentrum die Kultur der Doppelmonarchie steht, lässt es sich kaum vermeiden, den älteren Ausdruck als Kürzel für die Assoziationen zu gebrauchen, die wir jetzt mit der Hochkultur Wiens zur Zeit des *Fin de Siècle* verbinden. Dabei ist es gleichgültig, ob wir nun diese Zeit mit 1890 bis 1910 datieren oder sie erst 1918 enden lassen. Auf diesen Seiten bezeichnet »Wien um 1900/Wien 1900« den kulturellen Aufbruch, zu dem sich in den 1980ern, im Gefolge von Autoren wie Toulmin, Janik, Schorske und Le Rider, ein Konsens in der Forschung herausgebildet hat. Ähnlich verhält es sich mit dem Kürzel »Budapest um 1905/Budapest 1905«, das die Konstellation in der Hochkultur dieser Donaumetropole bezeichnen soll, die in der Zeit zwischen 1890/95 und 1918 vorherrschte. Diese zunächst etwas befremdend wirkende Variante soll den Umstand unterstreichen, dass die Entwicklung der ungarischen Metropole ihrem eigenen Rhythmus folgte und selten, wenn überhaupt, synchron zu »Wien 1900« stattfand.

Ein anregender Sammelband mit vergleichenden Beiträgen zu Österreich und Ungarn trägt den Titel »Leitha und Lethe«,⁴ der geradezu verstörend wirkt. Die Leitha, der Fluss, der die Doppelmonarchie in ihre zwei Hälften teilte, hat zu lange für die Bewohner auf beiden Seiten als der Fluss Lethe fungiert, dessen Wasser die Erinnerung an die Vergangenheit auslöschen. All zu oft in den letzten 150 Jahren hat die Grenze zwischen Habsburg-Österreich und Habsburg-Ungarn jeden dem Vergessen preisgegeben, der ein Loblied auf das Leben auf der andern Seite anstimmen wollte. Dieses Buch unternimmt es, die Leitha des Vergessens zu einer Leitha der Erinnerung zu machen.

4 Amália Kerekes u. a. (Hg.), *Leitha und Lethe: Symbolische Räume in der Kultur Österreich-Ungarns* (Tübingen: Francke, 2004).

Die Psychoanalyse im Austausch zwischen Österreich und Ungarn

10.1 DIE ACHSE WIEN – BUDAPEST

Besteht ein Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Freudschen Psychoanalyse und der Dynamik der Doppelmonarchie-Kultur? Um es vorwegzunehmen: Dies ist in der Tat sehr wahrscheinlich. Wir sind zwar gewohnt, die Entstehung der Psychoanalyse ausschließlich mit Wien zu verbinden, und, soweit Freud vor 1908 Interesse an andern Kulturen bezeugte, galt dieses nicht andern Zentren der Doppelmonarchie, sondern eher Deutschland, Frankreich und Großbritannien. Seine Orientierung nach Westen relativierte sich aber, als er 1908 den Budapester Psychiater Sándor Ferenczi (1873–1933), der schon 1907 Jung begegnet war, persönlich kennen lernte. Daraus ergab sich, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, eine fruchtbare Zusammenarbeit, die gleichsam en passant unser Augenmerk wieder auf Gemeinsamkeiten der Doppelmonarchie-Kultur lenken wird.

Wann immer in der Forschung psychoanalytische Kategorien auf die österreichische oder ungarische Kultur angewandt wurden, handelte es sich fast ausschließlich um Freudsche. Es ist an der Zeit, dass auch andere Stimmen gehört werden. Ferenczis »magisches Denken« bietet sich zur Erklärung dafür an, warum Österreichern und Ungarn das von Vajda so genannte »Reich des schönen Scheins« so sehr am Herzen lag. Und wenn man bereit ist, vertraute Pfade zu verlassen, bietet sich Leopold Szondis Schicksalsanalyse zur Deutung der Rolle an, die das von ihm so genannte »familiäre Unbewusste« in der ungarischen Geschichte spielt.

Ferenczi avancierte sehr schnell zu einem der drei, vier engsten Mitarbeiter Freuds, und ihr persönliches Vertrauensverhältnis hielt – für Freud höchst ungewöhnlich – über ein Vierteljahrhundert hinweg an. Der kontaktfreudige Ungar machte die Psychoanalyse in Budapest bekannt, wofür die Institution des Kaffeehauses mit seinen Literatenzirkeln ohne Zweifel ein ideales Forum bot. Zu Ferenczis Freundeskreis gehörten einige der wichtigsten ungarischen Schriftsteller und Dichter der Zeit wie Mihály Babits, Dezső Kosztolányi und Géza Csáth (1887–1919), ein medizinischer Schriftsteller und Cousin Kosztolányis.³³⁴ Csáth

334 Eine Anthologie mit Texten, die Kosztolányi, Csáth, Karinthy, Babits und Krúdy unter dem Einfluss der Psychoanalyse schrieben, ist Sophie KÉPÈS (Hg.), *Cure d'ennui. Écrivains hongrois autour*

erwies sich allerdings als ebenso resistent gegen die Psychoanalyse wie der vielgeliebte Dichter Attila József (1905–1937). Csáth's Drogensucht war letztlich doch unheilbar, und selbst lange psychoanalytische Sitzungen konnten József nicht davon abhalten, sich mit 32 Jahren das Leben zu nehmen.³³⁵ Spätestens 1912 hatte Ferenczi für die Popularisierung der Psychoanalyse im Schriftstellermilieu Budapests mehr getan als irgendein Wiener Kollege Freuds in dessen Stadt. Außerhalb von Ungarn kaum beachtet, war Budapest schon 1914 die erste Metropole, in der Debatten über die Psychoanalyse zur Tagesordnung gehörten.

Vor dem Hintergrund der gewohnheitsmäßigen Missachtung, die einen intensiven Austausch zwischen österreichischen und ungarischen Intellektuellen nicht vorsah, bildeten Ferenczi und Freud zweifellos eine Ausnahme.³³⁶ In den Jahren des Ersten Weltkriegs, als Freuds Kontakt zu Schülern in England und Nordamerika sehr eingeschränkt war, pendelte der jüngere Kollege Ferenczi regelmäßig mit dem Zug zwischen Budapest und Wien und brachte Freud dazu, seine Hilfe mehr und mehr in Anspruch zu nehmen. Ferenczi hatte in Wien Medizin studiert und pflegte in dieser Stadt intensiv seine professionellen Kontakte. Seine Freundschaft mit Freud war einzigartig, nicht nur weil andere anfangs ähnlich Vertraute an Freuds eifersüchtiger Bewahrung der reinen Lehre gescheitert waren, sondern weil eine Zusammenarbeit zwischen Österreichern und Ungarn ausser in der Frauen- und Friedensbewegung so gut wie nie stattfand. Kosztolányi hatte z. B. auch 1904–1905 in Wien studiert und trat danach als Übersetzer der Literaten des Jungen Wien auf. Deren Gesellschaft aber hat er nicht gesucht und er hat sie auch nicht dazu gebracht, Ähnlichkeiten zwischen ihrer Arbeit und der seinen zu entdecken. Noch überraschender ist, dass die Herausgeber von *Nyugat* (1908–1941) zwar über österreichische Kunst in Budapester Ausstellungen berichtet, aber für die Präsentation ungarischer Kunst oder Literatur in Wien praktisch nichts getan haben. Ihre Aktivität galt nicht möglichen österreichischen Verbündeten, sondern einzig der Suche nach französischen, belgischen und italienischen Vorfahren der ungarischen Literatur. Die *Nyugat*-Schriftsteller richteten, wie wir im vergangenen Kapitel schon gesehen haben, ihren Blick über Österreich hinweg auf den Westen Europas. Dabei

de Sándor Ferenczi (Paris: Gallimard, 1992). Siehe auch György KASSAI, »Littérature et psychanalyse en Hongrie (1910–1940)«, *Hungarian Studies*, 4:2 (1988), S. 213–226.

335 Siehe ARTHUR KOESTLER, *The Invisible Writing, being the Second Volume of Arrow in the Blue* (London: Collins, 1954), S. 214–221 [Erinnerungen an József aus dem Jahr 1933]; KASSAI, »Littérature«, S. 218–226, und MIKLÓS SZABOLCSI, »L'Avant-garde littéraire hongroise et l'itinéraire poétique d'Attila József«, *Revue de littérature comparée*, 60:3 (1986), S. 295–306 [überaus erhellend].

336 ÉVA BRABANT, ERNST FALZEDER und PATRIZIA GIAMPIERI-DEUTSCH (Hg.), *Sigmund Freud – Sándor Ferenczi – Briefwechsel*, 3 Bde. in 6 Teilen (Wien: Böhlau, 1993–2005). Zu Ferenczi heute siehe die Webseite www.ferenczihouse.org (zuletzt abgerufen 20. August 2012).

konzentrierten sie sich jedoch auf die Pioniere von Vorgestern und Gestern, wie Baudelaire und Verlaine, mit dem Ergebnis, dass die Ungarn mit der zeitgenössischen französischen Dichtkunst nicht in Kontakt kamen. Die Hoffnung der *Nyugat*-Leute, von der André Karátson spricht, mit den Österreichern hinsichtlich des Imports der literarischen Moderne gleichzuziehen oder sie, besser noch, zu überholen, ist Zeichen einer verdeckten Geschwisterrivalität zwischen den Metropolen. In deren Licht nimmt sich die rückhaltlose Zusammenarbeit zwischen Ferenczi und Freud umso eindrucksvoller aus. Es gelang den beiden, ein an Verachtung grenzendes Klima gegenseitiger Missachtung zu überwinden.³³⁷

Ferenczi ist einer von vielen aus Ungarn stammenden Psychoanalytikern, die nach 1930 zum Großteil nach Frankreich, Großbritannien oder in die Vereinigten Staaten auswanderten. Einer von ihnen, Franz G. Alexander (1891–1964), ein Pionier der psychosomatischen Medizin, war der Mitverfasser einer der ersten für einen breiten Leserkreis geschriebenen, maßgebenden Darstellungen der Bewegung.³³⁸ Aber selbst nachdem Historiker Ende der 1980er begonnen hatten, Ferenczi den ihm gebührenden Platz einzuräumen, hat sich die Anerkennung der Bedeutung der ungarischen Psychoanalyse für die Bewegung als Ganzes nur allmählich und widerstrebend vollzogen. Figuren des ungarischen Mainstream wie Ignác Herrmann (1854–1935) und Béla Grünberger (1903–2005) sind in der Englisch sprechenden Welt nach wie vor ebenso unbekannt wie der 1947 geborene Paul Harmat, der wichtigste Historiker der ungarischen Psychoanalyse, der seit den 1980er Jahren in Österreich lebt.³³⁹ Die spielerische Leichtigkeit, mit der Ungarn wie der

337 Ilona SÁRMÁNY-PARSONS hat über die Entfremdung zwischen den beiden Hauptstädten Aufschlussreiches geschrieben in »Entfremdete Nachbarn: Ein Doppelporträt der Wiener und Budapester Kunst um die Jahrhundertwende« in Eugen THURNHER u. a. (Hg.), »Kakaniens«. Aufsätze zur österreichischen und ungarischen Literatur, Kunst und Kultur um die Jahrhundertwende (Budapest: Akadémiai Kiadó und Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1991), S. 415–437.

338 Franz G. ALEXANDER und Sheldon T. SELESNICK, *The History of Psychiatry. An Evaluation of Psychiatric Thought and Practice from Prehistoric Times to the Present* (New York: Harper and Row, 1966). Die Geschichte des psychoanalytischen Denkens, die heute am ehesten als Referenzwerk gilt, ist George MAKARI, *Revolution in Mind. The Creation of Psychoanalysis* (New York: HarperCollins, 2008), zu Alexander siehe S. 382–387.

339 Paul HARMAT, *Freud, Ferenczi und die ungarische Psychoanalyse* (Tübingen: edition diskord, 1988), Übersetzung von Freud, *Ferenczi és a magyarországi pszichoanalízis. A budapesti mélylélektani iskola története, 1908–1983* (Bern: Európai Protestáns Magyar Szabadegyetem, 1986). Diesem mit akribischem Detail aufwartenden Buch würde man eine größere Leserschaft wünschen, besonders unter englischsprachigen Historikerinnen und Historikern der Psychoanalyse. Auf den Seiten 187–217 erörtert Harmat die Kontakte, die ungarische Schriftsteller wie Kosztolányi, Babits und der Dichter Attila József mit verschiedenen Psychoanalytikern pflegten. Siehe auch György VIKÁR, »The Budapest School of Psychoanalysis«, in Peter L. RUDNYTSKY (Hg.), *Ferenczi's Turn in Psychoanalysis*

Psycholinguist Iván Fónagy Einsichten der Psychoanalyse auf andere Disziplinen übertragen haben, ist den meisten Nicht-Experten verborgen geblieben – mit Ausnahme des auf Interdisziplinarität spezialisierten Peter Weibel. Die Geschichte der ungarischen Psychoanalyse und ihrer avantgardistischen Denker passt auch allzu gut zu seiner Dritten Kultur, die Wissenschaft und Kunst miteinander verbindet. Die Ungarn – und nicht zuletzt die Psychoanalytiker unter ihnen – haben diese Fähigkeit schon praktiziert, lange bevor Weibel sie auf den Begriff brachte.

10.2 BUDAPEST ALS WIENS EIFERSÜCHTIGE SCHWESTER

Die Psychoanalyse brachte, wie wir wissen, Stringenz und Energie in die Erforschung der Kindheit und ihrer mentalen Zustände. Diese scheinbar simple Feststellung ist allerdings nicht frei von Paradoxien. Freuds Konzept des ödipalen Konflikts zwischen Vätern und Söhnen greift bei verblüffend wenigen der schöpferischen Genies, die Wien hervorbrachte. Abgesehen von Fällen wie Heimito von Doderer – ein weiterer, noch viel wichtigerer Fall kommt im nächsten Absatz zur Sprache –, erwartete man in dieser Stadt eher, dass Söhne sich des Erbes ihrer Väter annahmen anstatt sich dramatisch dagegen aufzulehnen.³⁴⁰ Der Großteil der »Jung Wien«-Literaten akzeptierte in den 1890ern spontan die Werte der mitteleuropäischen Bildungsethik und blieb ihnen im Lauf ihrer Karriere treu, war doch die reibungslose Übergabe der Kultur von einer Generation an die nächste eine der Hauptfunktionen dieses Erziehungs- und Bildungsprogramms. Arthur Schnitzler folgte seinem Vater in die Medizin, Freud hatte die gesamte psychiatrische Literatur in sich aufgenommen, als er die Pionierleistung seiner eigenen Analyse in den 1890ern in Angriff nahm, und Hugo von Hofmannsthal schaffte es schon vor seinem 20. Lebensjahr, dem Besten Ausdruck zu verleihen, was in der europäischen Literatur seit der Antike gesagt und gedacht worden war. Der ganze Stolz dieser Erneuerer lag darin, dass sie alles, was ihre Vorgänger sie lehren konnten, aufgesogen hatten.

Eine bemerkenswerte Ausnahme ist Kronprinz Rudolf (1858–1889), der sich, nach zwei Jahrzehnten erfolgloser Versuche, seinem Vater Anerkennung abzurufen, das Leben nahm. Der mit Sandor Ferenczi befreundete Schriftsteller Gyula Krúdy (1878–1933) behandelt diesen Vater-Sohn-Konflikt in seinem *Jockey Club* (1926), ein Werk, das er als Gast von Baron Lajos Hatvany (1880–1961) in der

(New York: New York University Press, 1996), S. 60–76, und Judit MÉSZÁROS, »The Tragic Success of European Psychoanalysis: ›The Budapest School‹«, *International Forum of Psychoanalysis*, 7 (1998), S. 207–214.

³⁴⁰ Siehe John NEUBAUER, *The Fin-de-Siècle Culture of Adolescence* (New Haven CT/London: Yale University Press, 1992), S. 104–121.

Hermes-Villa in Lainz schrieb. Die Villa war in den 1880ern als Rückzugsort vom höfischen Zeremoniell für Kaiserin Elisabeth erbaut worden. Krúdy zeichnet den Kaiser als Urbild des Vaters, der in seinem Sohn eine zutiefst ambivalente Haltung erzeugt. Anna Fábri spricht in diesem Zusammenhang von einer »strafende[n] und schützende[n], Furcht- und Sicherheitsgefühle erweckende[n] Janus-Figur«. ³⁴¹ Nach dem Tod des Kaisers – Krúdy nahm am Begräbnis im Dezember 1916 teil – durchlebte der Schriftsteller allerdings Jahre intensiver Sehnsucht nach der untergegangenen Epoche des kaiserlichen Übervaters, der über die Rituale des »Theaterstaats« gewacht hatte. Die Haltung zur Figur des greisen Kaisers würde sich als Thema für eine Anthologie eignen. Eine Zusammenstellung einschlägiger Passagen österreichischer und ungarischer Autoren – Roth, Werfel, Zweig, Krúdy – böte reichlich Gelegenheit, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden literarischen Kulturen sichtbar zu machen.

André Karátson, der 1933 geborene Historiker des literarischen Symbolismus in Ungarn, hat die Paradoxien behandelt, die in der scheinbaren Rebellion der ersten Generation der *Nyugat*-Literaten gegen ihre Väter wie auch gegen ihre österreichischen Zeitgenossen verborgen sind. Diese energiegeladene Kampagne für Reform und Erneuerung mag auf den ersten Blick ödipale Wurzeln haben, Karátson lehnt diese Hypothese jedoch ab. Der auf Erneuerung drängende *Nyugat*-Kreis importierte poetische Praktiken nach Ungarn, die in den 1850ern (Baudelaire) oder in den 1880ern (Verlaine) neu und aufregend gewesen waren. Die Innovation, um die es *Nyugat* ging, bestand also darin, das zu rezipieren, was französische Avantgarden ein oder zwei Generationen zuvor erfunden hatten, und es durch vorbildliche Übersetzungen oder durch neue Lyrik (Ady) zu magyarisieren. Die *Nyugat*-Literaten hätten auch eine Kampagne zur Übersetzung ihrer eigenen Werke ins Französische, Deutsche oder Englische lancieren können. Stattdessen konzentrierten sie sich auf die Kultivierung einer Leserschaft im eigenen Land. Die ungarischen Reformer verzichteten also auf einen Dialog mit zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern in Paris darüber, was das künstlerische Gebot der Stunde war – dies zugunsten des Imports »stabiler Werte« aus dem Westen, um Ungarn mit Österreich gleichziehen zu lassen ... und Wien die Privilegien, die es jetzt noch genoss, zum gegebenen Zeitpunkt zu entreißen und auf Budapest zu übertragen«. ³⁴² Die Anleihen im

341 Anna FÁBRI, »Das Bild Wiens in den Werken von Gyula Krúdy«, *Neohelicon*, 23:1 (1996), S. 127–142, insbes. 138. Zum *Jockey Club* finden sich in diesem Artikel leider keine weiteren bibliografischen Informationen.

342 André KARÁTSON, »Paradoxes in the Hungarian Adepts of Symbolism and Decadence at the Beginning of the Twentieth Century«, in Robert B. PYNSENT (Hg.), *Decadence and Innovation. Austro-Hungarian Life and Art at the Turn of the Century* (London: Weidenfeld and Nicolson, 1989), S. 66–73, insbes. 71.

Westen dienten mit einem Wort ausschließlich dazu, Anerkennung in der näheren Umgebung zu erreichen.

Karátson zog darüber hinaus einen noch radikaleren Schluss. Weit entfernt von einer Revolte gegen die Doppelmonarchie projiziere die *Nyugat*-Generation auf ein idealisiertes Europa nichts anderes als »die Strukturen eines multinationalen Reichs. Stellt sich von diesem Standpunkt das ungarische Interesse am Westen nicht als eine nach dem Ebenbild der Monarchie gestaltete Fiktion von Europa dar, einer Monarchie, deren Literaten mit ihrem unerschütterlichen Glauben an die Mission ihrer Kunst zu den Letzten gehörten, die noch auf eine große kulturelle Blüte hoffen? Jedenfalls hat, allen Paradoxien zum Trotz, dieser Traum von Integration die Kohärenz ihres kulturellen Entwurfs sichergestellt.«³⁴³ Das Desinteresse für die Literatur Österreichs, das die Ungarn mit solchem Eifer zur Schau stellten, und die Bevorzugung der Literaturen Frankreichs, Belgiens und Englands verraten doch letztlich den Ehrgeiz der Ungarn, selbst auf der großen Bühne die Doppelmonarchie als europäischen Mikrokosmos darzustellen und die zentrale Rolle darin für sich zu reklamieren.

Indem sie sich entschieden, wenngleich mit ziemlicher Verspätung daran machten, die besten »modernen« Dichter Westeuropas ex post zu ihren Verbündeten zu machen, nahmen die *Nyugat*-Reformer die Ideale vorweg, die dann, in den 1920ern, für den »österreichischen Menschen« reklamiert wurden. In ihrem Bemühen, sich die neuen Literaturen Westeuropas einzuverleiben, legten die Ungarn jenes feine Urteilsvermögen an den Tag, das für Hofmannsthal und Wildgans ein Hauptmerkmal des gebildeten Österreicher war. Mit einem Wort, die Ungarn waren bestrebt zu zeigen, dass sie kosmopolitischer waren als ihre österreichischen Rivalen. Dieser heimliche Wunsch, österreichischer zu sein als die Österreicher, ist jedenfalls als eine Hommage an die Kultur der Doppelmonarchie zu werten. Gewisse publizistisch lancierte Ideale dieser Kultur konnten realisiert werden, nicht zuletzt durch das unvergleichlich tiefe Verständnis der ungarischen Autoren für gesamteuropäische literarische Trends. In einer merkwürdigen Variation des Ödipus-Themas hat sich diese Rivalität zwischen zwei Kulturen entwickelt, die sich selbst nicht in der Rolle von Vater und Sohn, sondern als Geschwister wider Willen sahen.

Robert Musil baute in den *Mann ohne Eigenschaften* einen verschmitzten Kommentar über diese ungewollte Geschwisterrivalität ein: »Der Österreicher kam nur in Ungarn vor, und dort als Abneigung; daheim nannte er sich einen Staatsangehörigen der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie, was das gleiche bedeutet wie einen Österreicher mehr

343 Ebenda, S. 71–72. Siehe auch KARÁTSON, »Le projet culturel de la revue *Nyugat*«, *Revue de littérature comparée*, 60:3 (1986), S. 283–294, insbes. 293–294.

einem Ungarn weniger diesen Ungarn, und er tat das nicht aus Begeisterung, sondern einer Idee zuliebe, die ihm zuwider war, denn er konnte die Ungarn ebenso wenig leiden wie die Ungarn ihn.«³⁴⁴ Versteckt in der Mitte des ersten Teils des Romans und im Präteritum, legte diese hellsichtige Nebenbemerkung nahe, dass nur in Ungarn ein »Österreicher« als solcher galt. Musil meint hier offenbar, die Österreicher seien als Ethnizität hauptsächlich in einem Spiegel sichtbar geworden, den ihnen ihre feindlichen Geschwister entgegenhielten. In den Augen des jeweils Andern blieben beide nur eins: das jeweils Andere. Damals wie heute hegte nur eine Minderheit von Intellektuellen die Absicht, aus der Leitha einen Fluss der Erinnerung zu machen.

10.3 MAGISCHES DENKEN UND GESCHÖNTE PARALLELUNIVERSEN

Wenn die Österreicher und die Ungarn es vorzogen, in wechselseitig antipathischen Paralleluniversen zu leben, dann ergibt das ein hartnäckiges konzeptuelles Problem. Die Historiker haben wiederholt auf eine in der ungarischen Mittelschicht um 1900 weit verbreitete Tendenz hingewiesen, Zuflucht in einer Fantasiewelt zu suchen, die Neigung, wie der Literaturhistoriker Lóránt Czigány (1935–2008) es ausdrückt, »in einer Zwangslage zu träumen«.³⁴⁵ Ein vor kurzem erschienenenes Buch von András Gerő, Ungarns führendem Historiker der Doppelmonarchie, zeigt, dass weder Nationalisten noch Kommunisten gegen den »ungarischen Illusionismus« immun waren.³⁴⁶ Schon in der Vergangenheit hatte Vajda auf die Rolle der Operette hingewiesen, die sich als Fluchtmöglichkeit in »das Reich des schönen Scheins« anbot, als Fluchtpunkt innerhalb des von Charles S. Maier so genannten »Theaterstaats«. Dabei ist die These einer ungarischen Neigung zum »Illusionismus« schon durch die Unschärfe des Begriffs für die Interpretation von Texten ungeeignet. Damit der Diskurs über die angebliche Wirklichkeitsflucht der Ungarn um 1900 an Stringenz gewinnt, ist eine griffigere Definition dieses Begriffes nötig.

Die klassische Definition des »magischen Denkens« stammt aus Ferenczis wegweisendem Essay über »Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes« aus dem Jahr 1913, in dem er »Wirklichkeit« in dem speziellen Sinn verwendet, den Freud selbst

344 Robert MUSIL, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Adolf Frisé (Hg.) (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1978), S. 170. Siehe Walter WEISS, »Ungarn (und die Ungarn) bei Grillparzer, Lenau, Stifter und Musil«, *Neohelicon*, 23:1 (1996), S. 115–125, insbes. 122–124.

345 Lóránt CZIGÁNY, *The Oxford History of Hungarian Literature from the Earliest Times to the Present* (Oxford: Clarendon Press, 1984), S. 264.

346 András GERŐ, *Hungarian Illusionism* (New York: Columbia University Press, 2009), die Übersetzung von *Magyar illuzionizmus* (2006).

erstmal bei der Erörterung des Lustprinzips und des Realitätsprinzips in seinen »Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens« (1911) andeutet.³⁴⁷ Dieser Wirklichkeit begegnen wir auch bei J. P. Sterns Adepten des (zu) teuer Erkauften, die nach ihr als etwas letztlich Unerreichbarem streben. Ferenczi verdeutlicht den Begriff, indem er vier aufeinander folgende Stadien unterscheidet, die jedes Kind durchlaufen muss, wenn es die totale Selbstabsorption (Lustprinzip) überwinden und zur »äußeren Realität« vorstoßen soll (Realitätsprinzip). Die vier Stadien Ferenczis sind: »1. Periode der bedingungslosen Allmacht; 2. Periode der magisch-halluzinatorischen Allmacht; 3. Periode der Allmacht mit Hilfe magischer Gebärden; 4. Periode der magischen Gedanken und der magischen Worte.«³⁴⁸ Zu den Risiken des Erwachsenwerdens zählt für Ferenczi eine Tendenz des erwachsenen Ego, von der Anerkennung der »äußeren Realität«, zu der es sich mühsam genug durchgerungen hat, wieder in das vierte Stadium des »magischen Denkens« zurückzufallen. Sein Schüler Sándor Lóránd (1893–1987) hat das magische Denken des Neurotikers definiert als den »narzisstischen Wunsch, entweder das störende Realitätsprinzip überhaupt zu eliminieren oder es mindestens so zu verändern, dass es sich nicht störend bemerkbar macht.«³⁴⁹ Für Ferenczi hat das magische Denken positive Auswirkungen, wenn z. B. Märchen zur Entfaltung der Einbildungskraft des Kindes beitragen; der neurotische Erwachsene hingegen bedient sich »magischer Gedanken«, um auf seiner Realitätsverweigerung beharren zu können. Vermutlich ist das die Versuchung, die der Kult des Illusionismus für die Ungarn bereit hält – die »Wirklichkeit« mit Hilfe illusionärer Hoffnungen zu manipulieren.

Aufbauend auf der von Ferenczi herausgearbeiteten Doppeldeutigkeit des magischen Denkens hat der Psycholinguist Iván Fónagy (1920–2005) dieses für verwandte Fragestellungen herangezogen. Dabei ist die Rolle von Euphemismen in Höflichkeitsformeln ein wichtiges Thema. Auf Englisch geschrieben, sind Fónagys Essays zu Metapher und andern poetologischen Techniken intellektuelle Leistungen der höchsten Ordnung.³⁵⁰ Mit verblüffender Originalität interpretiert er etwa Parenthesen in religiösen Gedichten als »miniaturisierte (grafische) Versionen oder

347 FERENCZI, »Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes« [1913], in FERENCZI, *Schriften zur Psychoanalyse* (Frankfurt: Fischer, 1970), I, S. 148–163.

348 Ebenda, S. 152, 153, 155, 158.

349 Sándor LÓRÁND, »Sándor Ferenczi 1873–1933: Pioneer of Pioneers«, in Franz ALEXANDER (Hg.), *Psychoanalytic Pioneers* (New York: Basic Books, 1966), S. 14–35, insbes. 17.

350 Iván FÓNAGYs Artikel über Typen der poetischen Sprache bietet eine umfassende Taxonomie der Diktion in der europäischen Dichtung mit Beispielen in mehreren Sprachen. Er beweist besondere Originalität in der Auseinandersetzung mit Ady, Trakl und Rilke. Siehe Iván FÓNAGY, »Why Poetic Language?« in *Languages within Language. An Evolutionary Approach* (Amsterdam and Philadelphia PA: John Benjamins, 2001), S. 358–504. »Playing with Language: Joke and Metaphor« [1982], ebenda S. 276–336, ein Essay über Witze, ist ebenso aufschlussreich.

Hieroglyphen, die ein Mandala darstellen, eine stilisierte Hülle, die Buddha oder Christus einrahmt«. ³⁵¹ Diese Essays, in denen sich Fónagy der Analyse wie der Synthese mit gleichem Elan zuwendet, sind bis jetzt von der Literaturkritik weitgehend unbeachtet und ungenutzt geblieben. Dabei gehören sie zu den bemerkenswertesten Zeugnissen der Budapester Schule der Psychoanalyse im Besonderen und des »Kryptodaseins« von Post-Habsburgia im Allgemeinen. Einer dieser Essays skizziert eine Art Phänomenologie des konstruktiven magischen Denkens und seiner Ausdrucksformen in der Literatur wie im alltäglichen Umgang. ³⁵² In Anbetracht der vielen Höflichkeitsformeln, die überall in den Sprachen der Nachfolgestaaten als Erbe der Doppelmonarchie weiterleben, verdient Fónagys Theorie über den Euphemismus als Vehikel der Höflichkeit ernsthafte Beachtung. Sie wirft ein Licht auf die in den Kulturen des »Theaterstaats« vorhandene Bereitschaft, mit performativen Gesten den Alltag zu schönen, um das an sich Ungenießbare akzeptabel erscheinen zu lassen.

Fónagy interpretiert sowohl den Euphemismus wie sein Gegenteil, den »Kakophemismus«, als Versuche »intrapyschische und soziale Konflikte mit rein verbalen Mitteln zu lösen«. ³⁵³ Euphemismus hält ein Arsenal schmerzfreier Alternativen zur Benennung stigmatisierter Themen bereit, die mit Aggression, Körperfunktionen, Krankheit und Tod verbunden sind. Die geläufigste Methode zur Vermeidung belastender Themen besteht in ihrer Einbettung in Höflichkeit, die Fónagy primär unter dem verbalen Aspekt betrachtet. Alle Formen der Höflichkeit haben eine »magische Unterfütterung«. Die Prozeduren der Höflichkeit »nehmen stillschweigend an, dass eine Änderung in der sprachlichen Projektion der Dinge auch diese selbst schlagartig verändern wird«. Auf buchstäblich magische Weise »schafft verbale Höflichkeit ein geschöntes Paralleluniversum, in dem die Menschen nie sterben, sondern nur von uns scheiden oder entschlafen; sie mögen indisponiert sein, aber niemals krank; sie altern nicht, sie sind höchstens nicht mehr jung oder schlimmstenfalls betagt; hässliche Männer oder Frauen gibt es nicht – sie haben höchstens markante Gesichtszüge«. ³⁵⁴ Wer denkt bei dieser Interpretation des verbalen Taktes als Sprache der magischen Schöpfung nicht an Beschreibungen der höfischen Etikette und der Operette, ganz zu schweigen von der Architektur eines Jože Plečnik und Ödön Lechner oder der Prosa Joseph Roths und Gyula Krúdy?

³⁵¹ FÓNAGY, »Semantic structure of punctuation marks«, in *Languages within Language*, S. 531–561, insbes. 547.

³⁵² Iván FÓNAGY, »A Hidden Presence: Verbal Magic«, in Leslie BÓDI u. a. (Hg.), *Weltbürger – Textwelten. Helmut Kreuzer zum Dank* (Frankfurt a. M.: Lang, 1995), S. 398–409. Nachdruck in *Languages within Language*, S. 266–274.

³⁵³ FÓNAGY, »A Hidden Presence«, in *Languages*, S. 268.

³⁵⁴ Ebenda, S. 269.

Fónagys Essays öffnen ihrer Kürze zum Trotz bedeutsame Ausblicke auf die Funktion von Höflichkeitsformeln in der Doppelmonarchie und ihren Nachfolgestaaten. Die umständliche Courtoisie der Österreicher und noch mehr die der Ungarn ist ja etwas, das von Ausländern oft bemerkt wird. Diese Höflichkeit bedient sich manchmal ausgesprochen blumiger Euphemismen, um die Teilnehmer einer Interaktion zum Betreten eines »geschönten Paralleluniversums« einzuladen, das ihnen einen mindestens temporären Schutz vor den krassen Tatsachen der Grausamkeit, Krankheit und des Sterbens verheißt. Auch Ferenczis »magisches Denken« bedient sich der Sprache, um einen Ausweg in eine Scheinwelt zu eröffnen, in der die Dinge so sind, wie wir sie uns wünschen. Die Tendenz, einem von Courtoisie und Fantasie geschaffenen »geschönten Paralleluniversum« den Vorzug zu geben, liegt wohl dem *Fin de Siècle*-Kult des »Illusionismus« zugrunde, den Lóránt Czigány bei seinen Landsleuten ortet. Zu Fónagys Sicht passt auch das »Reich des schönen Scheins«, eine Formulierung, mit der Vajda etwas wie Coleridges »willentliche Aussetzung der Ungläubigkeit« (1817) als ein kollektives Grundphänomen der Doppelmonarchie bezeichnet, das dort auf der Bühne, im Hofzeremoniell, in der mit dramaturgischen Finessen inszenierten Politik, in der Operette und in einer Prosa, die wie Honig floss, sichtbar wurde. All das macht das rituelle Wesen des »Theaterstaats« aus.

Zur Illustration des oben Gesagten nehmen wir abschließend den Dramatiker Ferenc Molnár (1878–1952) in den Blick, für den die Beschwörung »geschönter Paralleluniversen« ein Anliegen war wie kaum für einen zweiten. In den Erinnerungen, die er nach dem Selbstmord von Wanda Bartha, seiner Begleiterin in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens, »im Herbst 1947 zu schreiben begann und an denen [er], mit Unterbrechungen, bis zum Herbst 1948 arbeitete«,³⁵⁵ stellte er nicht ohne Befriedigung fest, dass sein Geist »durch [die] Tätigkeit als Autor, die ein halbes Jahrhundert währte, alle Voraussetzungen dafür erhielt, dass das Geheimnisvolle ihm glaubhaft erschien.«³⁵⁶ Er besitze die Gabe der »geistigen Makropie [sic] ... – man sieht kleine Gegenstände größer, als sie wirklich sind« –, eine Vorbedingung dafür, dass sie als Dramen Gestalt annehmen konnten.³⁵⁷ Er konnte kleine Dinge so in Szene setzen, dass sie sich nahtlos zu einem »geschönten Paralleluniversum« fügten. Als Dramatiker nutzte er das Potenzial von Anekdoten, um

355 Ferenc MOLNÁR, *Gefährtin im Exil. Aufzeichnungen für eine Autobiographie*. Aus dem Amerikanischen von Werner von Grünau (Bad Wörishofen: Kindler und Schiermeyer, 1953), S. 323.

356 Ebenda, S. 293. Zu MOLNÁR siehe György M. VAJDA, »Bemerkungen zu zwei Dramatikern der ausgehenden Donaumonarchie: Ferenc Molnár und Ödön von Horvath«, *Neohelicon*, 11:1 (1984), S. 185–194. István VÁRKONYI, *Ferenc Molnár and the Austro-Hungarian Fin de siècle* (New York: Peter Lang, 1992) [zu den Arbeiten bis 1920] war mir leider nicht zugänglich.

357 MOLNÁR, *Gefährtin im Exil*, S. 282.

die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln. Er war, mit andern Worten, ein Meister der Inszenierung »geschöner Paralleluniversen«. Welche Gabe, so kann man fragen, war für einen Dramatiker im Theaterstaat der Habsburgermonarchie wichtiger als diese? Sie stellte jedenfalls sicher, dass Molnár im Berlin der Zwischenkriegszeit und dann in New York die Erinnerung an dieses untergegangene Reich mit so großem Erfolg beschwören konnte.

Molnárs Talent, dem scheinbar Unbedeutenden durch Dramatisierung Bedeutung zu verleihen, ließ ihn sich überall – und ganz besonders in kulturell randständigen Situationen – zuhause zu fühlen. Er konnte eine marginozentrische Situation in ein beliebig angesiedeltes geschöntes Paralleluniversum verwandeln. Für die den österreichischen Menschen personifizierenden Dienstaristokraten bedeutete die Wanderschaft wie für Molnár geradezu ein Elixier. Nachdem er 1946 amerikanischer Staatsbürger geworden war, fasste er seine neue Befindlichkeit mit folgenden Worten zusammen: »Vor vielen Jahren, als ich jung und sorglos war, fühlte ich mich in der Gesellschaft von Leuten, die im Leben das Rennen machten, völlig wohl. Heute aber fühle ich mich nur in meiner großen Familie der Verlierer zu Hause.«³⁵⁸ Was einem Zyniker als reiner »Illusionismus« erscheinen mag, kann für den, der diese Haltung verkörpert, zu einer Quelle neuen Lebens werden. Das sind die Freuden, die Ferenczis magisches Denken wenn schon nicht für alle bereithält, so doch für diejenigen, die diese Vergünstigungen zu schätzen wissen.

Der eine oder andere unter den ungarischen Wissenschaftler-Künstlern, die von Weibel wiederentdeckt wurden, war wohl in ähnlicher Weise dafür begabt, selbst aus ungünstigsten Voraussetzungen das Beste zu machen. Vielleicht verstanden sich manche dieser Innovatoren auf ein gutartiges magisches Denken, ist dieses doch ein Talent, das bei Einwanderer hoch im Kurs steht. Hier gäbe es Stoff für ein Buch zu den Manifestationen des magischen Denkens bei den Schriftstellern der Zwischenkriegszeit in Österreich wie in Ungarn, von Roth und Werfel bis Kosztolányi und Márai. Gyula Krúdy, ein Experte in Sachen Illusionismus, gestand seinen Protagonisten als einzig mögliche Lebensform die des magischen Denkens zu.

10.4 LEOPOLD SZONDIS SCHICKSALSANALYSE UND DIE UNGARISCHE NEIGUNG ZUR STASIS

Viele Menschen stehen heute der Psychoanalyse zunehmend reserviert gegenüber. Es hat aber schon immer Figuren in dieser großen Bewegung gegeben, die als etwas dubios galten. Dies trifft vielleicht auf niemanden mehr zu als auf den ungarischen

³⁵⁸ Ebenda, S. 291.

Außenseiter Leopold (Lipót) Szondi (1893–1986), der sich letztlich jeder Klassifizierung entzieht.³⁵⁹ Sein Beharren auf dem Standpunkt, dass unsere scheinbar individuellen, schicksalsbestimmenden Entscheidungen in Wahrheit von den von unseren Vorfahren ererbten, »rezessiven« Genen bestimmt werden, ein Standpunkt, der für Szondi zur Grundlage seiner sogenannten Schicksalsanalyse wurde, scheint sowohl dem europäischen Existenzialismus wie der amerikanischen Erwartung, dass Kinder den Ehrgeiz haben, ihre Eltern zu übertreffen, zu widersprechen. Perseveration, ein Begriff der Lerntheorie, der die Tendenz eines Individuums bezeichnet, an einem früher erworbenen adaptiven Verhalten festzuhalten, bezeichnet bei Szondi das Festhalten einer Familie an genetisch ererbten Verhaltensmustern. Auf den ersten Blick steht diese Sicht in Gegensatz zu allem, was wir mit Modernität verbinden. Mit seiner Betonung des von den Ahnen Ererbten scheint Szondi sich dem Denken des 20. Jahrhunderts völlig zu verweigern.

In Wahrheit ist exakt das Gegenteil der Fall. Die langsame Rezeption von Szondis Lebenswerk und seine Verortung im Hinblick auf die Theorien von Sigmund Freud und C. G. Jung lassen sich mit Hilfe von Virgil Nemoianus »Theorie des Sekundären« verstehen. Die klassische Psychoanalyse hatte die Rolle des »genbestimmten« Erbes unterdrückt, der Außenseiter Szondi hat es wieder in sein Recht eingesetzt. Sobald das als sekundär Ausgeschlossene wieder sichtbar wird, ergibt sich ein völlig neues Bild im Kaleidoskop, in dem die Bedeutung der Elemente verstärkt zu Tage tritt. Neue Erklärungsansätze werden möglich. So lässt sich mit Szondi unter anderem verstehen, warum so viele Menschen in Ungarn, besonders auf dem Land, sich der Moderne verweigern.

Leopold Szondi wurde 1893 in der heutigen Slowakei als Lipót Sonnenschein in die Familie eines streng orthodoxen, für seine Talmudstudien lebenden Schusters und seiner zweiten Frau hineingeboren. Er war das zwölfte von dreizehn Kindern. In der Darstellung Paul Harmats erweist sich sein Leben als reich an geradezu romanhaften Wendungen, die eines Mór Jókai or Gyula Krúdy würdig wären. Seine älteren Brüder stellten die finanziellen Mittel für sein Studium in Budapest zur Verfügung. Im Ersten Weltkrieg diente er als Sanitäter. Dabei trug er immer ein Exemplar von Freuds *Traumdeutung* in seinem Tornister mit sich. Eines Tages stellte er nach einem Artilleriebombardement fest, dass in dem Buch ein Granatsplitter

359 Leopold SZONDI wird selbst in den anspruchsvollsten Geschichten der Psychoanalyse routinemäßig ausgeblendet. Die zwei besten Darstellungen sind Susan K. DERI, *Symbolization and Creativity* (New York: International Universities Press, 1984), S. 125–129, und HARMAT, *Freud, Ferenczi und die ungarische Psychoanalyse*, S. 218–229. Siehe auch György GYORI, »Interview: Lipót Szondi on his Life and on Destiny Analysis«, *New Hungarian Quarterly*, 17:64 (1976), S. 93–102. Germanisten kennen Leopold SZONDI vor allem als Vater des vergleichenden Literaturwissenschaftlers Peter SZONDI (1929–1971).

steckte, der, hätte das Buch ihn nicht abgefangen, zweifellos in seinem Brustkorb gelandet wäre.³⁶⁰ In einer späteren Episode veranlasste ihn ein Traum, eine lebenswichtige Entscheidung zu revidieren. Während einer verletzungsbedingten Rekonvaleszenz in Budapest fasste Szondi, wie er mittlerweile nach einer Namensänderung hieß, den Plan, eine Nicht-Jüdin zu heiraten. Im Traum fiel ihm eine halb vergessene Episode ein: Einer seiner älteren Halbbrüder hatte, als Szondi selbst noch nicht auf der Welt war, eine Nicht-Jüdin geheiratet, was der Auftakt zu einer sehr unglücklichen Ehe gewesen war. Er erkannte, dass er sich eben anschickte, einem Muster, das in der Familie vorgegeben war, zu folgen; er löste die Verlobung und kehrte an die Front zurück.

Als Psychiater bewies Szondi, wie Susan K. Deri (1916–1983), eine seiner namhaftesten Schülerinnen, berichtet, nicht nur ein enormes therapeutisches Einfühlungsvermögen, er war auch ein hervorragender Vortragender und Lehrer. In seiner Forschung konzentrierte er sich zunächst auf Familien mit zwei oder mehreren geistig behinderten Kindern. 1925 veröffentlichte er *Schwachsinn*, das erste von einem halben Dutzend Werken, die er abwechselnd auf Deutsch, Ungarisch und Englisch publizierte; deren Schwerpunkt lag auf Gebieten wie Zwillingsforschung, Familiengenetik und ererbten psychischen Veranlagungen. Im Lauf der 1930er Jahre festigte sich in ihm die Überzeugung, dass Verhaltensmuster, die sich in Familien wiederholen und von den betroffenen Individuen vorzugsweise als »Spiel des Zufalls« gedeutet werden, das Ergebnis einer genetisch bedingten Prädisposition sind. Dies versuchte er für die Wahl des Ehepartners in dem auf Englisch geschriebenen Buch *Analysis of Marriages* (Den Haag, 1937) nachzuweisen. Szondi entwarf seine Schicksalsanalyse und die darauf basierende Therapie als eine Methode, lebensbestimmende Entscheidungen, wie die Wahl eines Ehepartners, Berufs oder Domizils, innerhalb der von der Vererbung festgelegten Grenzen zu optimieren. Seine Therapie hilft Ratsuchenden dabei, potenziell ruinöse Entscheidungen, die von der »repetitiven Tyrannei der Gene« gesteuert werden, noch einmal zu überdenken.³⁶¹

Ab 1939 trat Szondi in der Schweiz zunehmend in die Öffentlichkeit und konnte *Schicksalsanalyse. Wahl in Liebe, Freundschaft, Beruf, Krankheit und Tod. Erbbiologische und psychohygienische Probleme* bei Benno-Schwabe 1944 in Basel erscheinen lassen. Szondi hatte bis 1944 am Budapester Spital für Therapeutische Pädagogik gearbeitet. Im Juni dieses Jahres wurde er nach Bergen-Belsen deportiert, wo er seine psychiatrische Erfahrung fast sechs Monate lang einsetzte, um seinen Mitgefangenen das Lagerleben erträglicher zu machen. Nach seiner Entlassung hielt er sich in Caux in der Schweiz auf, wo er zufällig den Sohn von Auguste Forel traf, der

³⁶⁰ HARMAT, *Freud, Ferenczi und die ungarische Psychoanalyse*, S. 219.

³⁶¹ DERI, *Symbolization*, S. 127.

ihn als Mitarbeiter nach Zürich einlud. (Auguste Forel, 1848–1931, war der Entdecker des Neurons und der Begründer der Psychiatrie in der Schweiz.) Von 1946 bis 1986 arbeitete Szondi in Zürich und gründete mehrere Institute, unter denen das seit 1970 bestehende »Lehr- und Forschungsinstitut für Allgemeine Tiefenpsychologie und speziell für Schicksalspsychologie« das bedeutendste ist.

Mit Szondis Tod im Alter von 92 Jahren rundete sich eine Biografie, die schon für sich genommen ein Lehrstück ist und zeigt, was ein Mensch innerhalb der ihm von der Genetik vorgegebenen Grenzen zu leisten vermag. Seine Beiträge zur Psychiatrie, Pädagogik und Psychoanalyse sind hier erwähnt worden, da sein Lebenswerk tief in den ungarischen Verhältnissen verankert ist. Er hat nicht nur seine frühen Fallstudien zu Familien, zur Wahl des Ehepartners und zu geistig behinderten Kindern in Ungarn erstellt, auch sein Konzept der »Tyrannei der Gene« ist in besonderer Weise mit ungarischen Verhältnissen verbunden. Ausgehend von diesem lokalen Kontext hat Szondi dann die Parameter erweitert, indem er die Vererbung als eine das Leben des Menschen schlechthin gestaltende Macht erkannte. Dem marxistischen Konzept der Klasse und dem Freudschen frühkindlichen psychosexuellen Trauma hat Szondi ein weiteres Konzept zur Seite gestellt: die genetische Prädisposition, die der Fähigkeit des Menschen, frei zwischen lebensbestimmenden Möglichkeiten zu wählen, Grenzen setzt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wandte sich Szondi dem Studium von an C. G. Jung gemahnenden mythischen Archetypen zu. In seiner Zusammenschau der Figuren Kain, Abel und Moses kommt Letzterem eine Rolle zu, die Täter und Opfer vereint. Es ist für Szondi nicht genug, die »kainitische, affektbedingte Aggression« als böse zu verurteilen und sich auf die Seite des Opfers zu stellen.³⁶² Damit Moses als »brückenbauender« Zivilisationsbringer tätig werden kann, müssen Kain und Abel als komplementäre Gegensätze, als Polaritäten verstanden werden. Erst dann kann Moses – wie der Psychoanalytiker – die aggressiven Triebe in konstruktive Bahnen lenken. Eine Vollendung des Vergleichs von Szondis und Jungs Verständnis dieser Archetypen der Theodizee, wie Susan K. Deri (1916–1983) ihn in ihrem postum erschienen Buch, *Symbolization and Creativity* (1984), begonnen hat, wäre eine überaus lohnende Aufgabe. Im Gegensatz zu Freuds Überzeugung von der »völligen Gestaltlosigkeit der Kräfte des Es«, sieht Deri bei Szondi und Jung – die sich trotz ihrer Nachbarschaft in Zürich im Alter offenbar nie persönlich kennen lernten – die Ansicht, dass »formgebende kreative Prozesse aus der Tiefe der Psyche ihre Kraft nach oben vermitteln«.³⁶³

362 SZONDI, *Kain. Gestalten des Bösen* (Bern/Stuttgart/Wien: Verlag Hans Huber, 1969) und *Moses. Antwort auf Kain* (Bern/Stuttgart/Wien: Verlag Hans Huber, 1973).

363 DERI, *Symbolization*, S. 119.

Affinitäten zwischen Szondis Lebenswerk und Konzepten, denen wir in diesem Buch bereits begegnet sind, liegen auf der Hand. Szondis Nachdruck auf bisher unbeachtet gebliebenen Faktoren, die lebensbestimmende Entscheidungen mit beeinflussen, ist ein Paradebeispiel für die Wiederentdeckung des Sekundären, die Nemoianu als eine Hauptaufgabe der Forschung ansieht. Nicht genug damit, dass die Psychotherapeuten des Mainstream in der Vererbung einen solchen sekundären Faktor sehen, der demgemäß in ihren Modellen nicht vorkommt, blenden sie auch Szondi als eine sekundäre Figur völlig aus. Dasselbe Schicksal ist auch Susan K. Deri, seiner brillanten Schülerin, widerfahren, die in den 1930er Jahren an der Entwicklung des Szondi-Tests beteiligt war. Sie muss bis heute als die wahrscheinlich fähigste Interpretin ihres Mentors gelten, besonders mit Blick auf seine Bedeutung für die Psychologie der Kreativität.

Szondi ist es laut Deri gelungen, »das Konzept ›Schicksal‹ von seinen fatalistischen Konnotationen zu befreien«. ³⁶⁴ Indem die Gene in der Rolle der den »Schicksalsfaden spinnenden« Moiren auftreten, beeinflussen sie das »familiäre Unbewusste«, das als eine Art »biologisches Substrat« gedacht ist und acht »genetisch festgelegte ›instinktive Triebe‹ umfasst«. Diesen entsprechen acht Formen mentaler Störung, von denen Szondi der Meinung war, sie seien genetischen Ursprungs. Als Grundlage des Szondi-Tests nahm er Fotografien von Menschen, die an einer dieser acht Typen von Störung litten. Was das Schicksal »dirigierbar« macht, ist der Umstand, dass jede dieser acht Tendenzen sich in »einer Vielzahl von Formen ausdrücken kann, von schwerer Pathologie zu Charaktermerkmalen und angepassten Formen sozial konstruktiver Aktivitäten«. ³⁶⁵ »Szondi postuliert«, so Deri, »das familiäre Unbewusste [aber eben *nicht* das gesamte Unbewusste, Anm. d. A.] als ein achtdimensionales Triebssystem, ... das die äußersten Grenzen der möglichen Formen des individuellen Schicksals markiert.« ³⁶⁶ Die auf der Schicksalsanalyse aufbauende Therapie zielt darauf ab, konstruktive Kombinationen der Triebe zu ermöglichen, die von Szondi so genannten »Kanalisationen« oder lebensbestimmenden Entscheidungen. Jeder Trieb kann entweder in »spezifische Formen der Pathologie oder in spezifische Formen der Sozialisation und Sublimierung« kanalisiert werden. ³⁶⁷ Entscheidungen auf dem Gebiet der Liebe, des Berufs, der Freundschaft, der Krankheit und selbst der Todesart machen es möglich, dass die acht »genbestimmten« Triebe so ausgelebt werden, dass sie für die Betroffenen selbst und für andere entweder lebensfördernd oder lebenshemmend – im schlimmsten Fall sogar

³⁶⁴ Ebenda, S. 125.

³⁶⁵ Ebenda, S. 126.

³⁶⁶ Ebenda.

³⁶⁷ Ebenda, S. 127.

lebenszerstörend – sind. Aufgabe des »Ego pontifex«, des brückenbauenden Ich, ist es zwischen diesen Polen zu vermitteln.

Eine Therapie nach Szondi ist eine frontale Auseinandersetzung mit dem »biologischen Wiederholungszwang, ... [der] das Individuum zu Entscheidungen treibt, die auf die Neuinszenierung von Lebensformen, die aus dem Repertoire der familiären Vergangenheit der betreffenden Person stammen, hinauslaufen«. ³⁶⁸ Der Therapeut sucht dieses »potentiell schädigende, genetisch gesteuerte repetitive Ausagieren« zu reduzieren, indem er seine Klienten mit der »hartnäckigen und buchstäblich konservativen Triebkraft« konfrontiert. Allerdings wird jede »freie Entscheidung« die formgebenden Tendenzen des familiären Unbewussten respektieren und auf diesen aufbauen müssen«. ³⁶⁹ Um eine Lücke zu schließen, die von den andern Erben Freuds gelassen worden war, sah Szondi eine Form der Therapie ausdrücklich auch für Klientinnen und Klienten vor, »deren frühere Psychoanalysen gescheitert waren. ... Szondi formulierte für diese Gruppe eine genetisch fundierte ätiologische Theorie, ... die auf den formgebenden, negativen wie positiven Tendenzen des familiären Unbewussten basiert«. ³⁷⁰ Dieser Ehrgeiz war besonders sinnvoll für ein Land wie Ungarn, wo ererbte soziale Muster des noch in Resten vorhandenen Feudalismus auf dem Land noch immer stark vertreten waren.

Welches Licht werfen Szondis Formulierungen genetisch strukturierter Triebe auf die ungarische Kulturgeschichte? Eine Argumentationslinie müsste wohl die von Szondi gesetzten Schwerpunkte mit der ungarischen Geschichte in Beziehung setzen, um zu zeigen, wie seine Konzepte Tendenzen der *Kultur* widerspiegeln, in der er aufwuchs. Eine zweite Argumentationslinie müsste den Versuch wagen, eine szondische Diagnose der ungarischen *Geschichte* zu erstellen, um in dieser die Entfaltung derselben Schlüsselkonzepte nachzuweisen. Beide Argumentationslinien zusammen werden wohl den Nachweis erbringen, wie deutlich die szondische Schicksalsanalyse Wahrheiten über die ungarische Geschichte rekapituliert. Sehen wir uns einige im Detail an.

Auf der lokalen Ebene bestand vor 1938 in ländlichen Gebieten, ganz besonders im Kleinadel, unbestreitbar eine Abneigung gegen das Ablegen ererbter Verhaltensweisen. Als solche lassen sich Indolenz, Neigung zum Alkoholismus und obsessive Konzentration auf lokale Angelegenheiten identifizieren. Die soziale Apathie der ungarischen »Brache«, mit der Ady zu Gericht ging, war eine Folge des rückhaltlosen Versinkens in ein in den Familien weitervererbtes Verhalten, das jeder Rhetorik und jeder Zwangsmaßnahme widerstand. Sehr viele kleinadelige Familien lebten in

368 Ebenda.

369 Ebenda, S. 128.

370 Ebenda.

den entlegeneren Regionen so, als seien sie in den überkommenen Kanalisierungen von Szondis familiärem Unbewussten stecken geblieben. Viele vormals hochangesehene Familien, oft solche, deren Landbesitz durch Fideikommiss zusätzlich belastet war, zeigten sich unfähig zu sozial konstruktiver Tätigkeit, wie die Schriftstellerin Margit Kaffka (1880–1918) in ihrem autobiografischen ersten Roman *Farben und Jahre* (1913) beschreibt.³⁷¹ Dasselbe Syndrom wird in unzähligen Satiren auf den Kleinadel beschrieben, u. a. von Kálmán Mikszáth und Zsigmond Móricz. Der Topos des durch das Gewicht seiner Vorfahren gelähmten Landbesitzers ist in der ungarischen erzählenden Literatur bis 1938 allgegenwärtig. Dies ist die Pathologie, die Szondi auf das familiäre Unbewusste zurückführt.

Ebenso offenkundig war auf nationaler Ebene die Unfähigkeit, das Wahlrecht nach 1867 über sechs Prozent hinaus auszuweiten. Solange die Doppelmonarchie währte, war Ungarns parlamentarische Regierung nie mehr als eine Parodie des »Theaterstaats«, eine Oligarchie, deren leeres Gepränge dazu dienen sollte, die Privilegien der Aristokratie und des Kleinadels zu kaschieren, die auf Kosten der Städte und Kleinbauern aufrecht erhalten wurden. Noch symptomatischer für Perseveration im szondischen Sinn war 1904 das Scheitern eines konzertierten Versuchs zur Erweiterung des Wahlrechts. Alle Bestrebungen, die Politik in konstruktivere »Kanalisierungen« umzulenken, waren durch die Trägheit des bestehenden Systems, wie Endre Ady nicht müde wurde zu wiederholen, zum Scheitern verurteilt. Es war geradezu so, als hätte sich das ganze Land in einem ungeheuren familiären Unbewussten festgefahren, im »Sumpf«, wie Ady sagt. Man konnte sich einfach nicht von der über viele Generationen geübten Unterordnung unter die Oberschicht und ihre Verstocktheit losreißen. Zwar fand kein Politiker und kein avantgardistischer Denker einen Ausweg aus diesem Kreislauf, aber immerhin gelang dem wenig beachteten Psychiater Leopold Szondi eine Diagnose der Ursachen.

Die Idee, dass das Ungarn der Doppelmonarchie ein riesiges familiäres Unbewusstes in sich barg, wirft ebenfalls ein Licht auf György Mihály Vajdas Interpretation des Horthy-Regimes als ein verlängertes »Kryptodasein« der Habsburgermonarchie. Der Ausdruck »Kryptodasein« trifft gut Szondis Beschreibung, wie biopsychologische Schichten des Unbewussten in verdrängter Form sich über Generationen hinweg am Leben erhalten und diesen Umstand nutzen, um Wahlfreiheit einzuschränken und Initiativen verkümmern zu lassen. Wenn es je ein Land gegeben hat, das den Versuch unternommen hat, Freiheit der Wahl im Wechsel seines politischen Systems auszuüben und mit diesen Versuchen fortwährend gescheitert ist, dann war das Ungarn zwischen 1867 und der Mitte der 1940er Jahre.

371 Margit KAFFKA, *Farben und Jahre*. Aus dem Ungarischen von Ita Szent-Ivanyi (Berlin: Verlag Volk und Welt, 1958).

Manche Beobachter sprechen von einem unerklärlich schweren Los der Ungarn. Mit Szondi könnte man dieses Los als das Ausagieren eines nicht diagnostizierten genetischen Wiederholungszwangs deuten, der unüberlegte, vorschnelle Entscheidungen begünstigt. Beispiele für solche Entscheidungen sind Kossuths hitzköpfige Unabhängigkeitserklärung im Mai 1849, die Entscheidung der Regierung Karóly im November 1918, die Armee zu einem Zeitpunkt zu entlassen, als sie dringender gebraucht wurde denn je, und die Entscheidung derselben Regierung im März 1919, die Macht an Béla Kuns Kommunisten abzutreten. Derart schicksalsträchtige politische Schachzüge mit szondischen Kategorien in Verbindung zu bringen ist natürlich völlig willkürlich. Auf dieser Ebene ergibt eine szondische Diagnose *keine* kausale Erklärung, sie liefert eher die metaphorische Beschreibung eines eingefahrenen Verhaltens. Die Symmetrie zwischen Szondis Kategorien und der schädlichen Wiederholungsträchtigkeit der ungarischen Geschichte unterstreicht lediglich seine Affinität zu der Kultur, die ihn hervorgebracht hat. Die konzeptuellen Konstrukte, die er ersonnen hat, kommen unheimlich nahe an ungarische Wirklichkeiten heran. Man muss sich auch nicht um den Wahrheitsgehalt seiner Hypothesen sorgen, wenn es nur um ihr heuristisches Potenzial für die Benennung ungarischer Eigenarten geht.

Betrachtet man Szondis Hypothesen losgelöst von ihrem psychotherapeutischen Kontext, dann erscheinen sie in einem andern Licht. Sie erklären mittels der Psychoanalyse, warum die Vorfahren dafür geehrt werden müssen, dass sie den Einzelnen wie die Nation zum Leben motivieren. In der Epoche zwischen 1850 und 1945 und ganz besonders während der Millenniums-Festivitäten 1896 – eine Sondervorstellung eigener Art des Theaterstaats – überschüttete Ungarn seine kämpferischen Urahnen wie Graf Miklós Zrínyi (1620–1664) und Ferenc Rákóczi II. (1676–1735) mit Ehrungen. Dabei fielen sogar solche für mythische Kollektive ab, wie für die arpadischen Invasoren des letzten Jahrzehnts des 9. nachchristlichen Jahrhunderts. Man konnte meinen, die Nation feiere im Jahr 1896 ihr familiäres Unbewusstes, indem sie Festzüge veranstaltete, Statuen auf öffentlichen Plätzen errichtete und historische Romane schrieb. Die ungarische Kultur der Doppelmonarchie verstand sich ausgezeichnet auf die Externalisierung des familiären Unbewussten im spektakulären Abfeiern konstruktiver Leistungen. Es gab freilich auch eine negative Folge: Das ständige Bejubeln der Vorfahren schwächte den kollektiven Willen zur Modernisierung des Gemeinwesens und zu einer Neugestaltung der Klassenhierarchie, die über das hinausging, was von den Vorfahren abgesegnet worden war. Wenig konstruktive, greisenhafte Lösungen trotzten den Protesten der Reformer. Das Streben der *Nyugat*-Literaten nach Verwestlichung, das aufgeladen war mit der Energie von Adys fiebriger Ungeduld über die Neigung der Nation, in altmodischem Verhalten vor sich hin zu dümpeln, kann als gescheiterter Versuch gesehen



WILLIAM M. JOHNSTON

**ÖSTERREICHISCHE KULTUR-
UND GEISTESGESCHICHTE**
GESELLSCHAFT UND IDEEN IM
DONAURAUM 1848 BIS 1938

Wer erinnert sich heute noch daran, dass etwa die moderne Sprachphilosophie, die Psychoanalyse, die Soziologie des Wissens, der Feuilletonismus, der Ästhetizismus Hofmannsthalscher Prägung, die Reine Rechtslehre, die Zwölftonmusik von Österreich aus ihren Weg angetreten haben? Viele der Persönlichkeiten, die dieses Buch behandelt, sind weltbekannt geworden und geblieben, andere wieder sind so gut wie vergessen, aber ihr Beitrag zu einem neuen Weltbild verdient es sehr wohl, sich mit ihnen auseinander zu setzen.

In derselben Stadt, in der Johann Strauß die „schöne blaue Donau“ glorifizierte, rang Schönberg um einen neuen musikalischen Kosmos, und in einer dem Ästhetizismus überschwänglich huldigenden Gesellschaft, die von verlogenen Tabus gezeichnet war, haben Freud und Karl Kraus das Dickicht der Zweideutigkeiten und Doppelzüngigkeiten kompromisslos durchbrochen. Kontraste wie Lebenslust und Todestrieb, therapeutischer Nihilismus und Ignaz Semmelweis, Makart und Schiele, Brentano und Wittgenstein, Otto Weininger und Rosa Mayreder zeigen, wie vielfältig traditionelle und moderne Strömungen einander befruchten.

4. ERG. AUFL. 2006, XXXV, 506 S. GB. 170 X 240 MM | ISBN 978-3-205-77498-3

BÖHLAU VERLAG, WIESINGERSTRASSE 1, A-1010 WIEN, T: +43 1 330 24 27-0
INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR

Österreich und Ungarn generierten nicht nur nationale Kulturen, sondern auch eine bisher unterbewertete „Reichskultur“, die ihren Niederschlag in Literatur, Operette, Architektur und in Design und Psychoanalyse fand. William M. Johnston bietet anhand seiner profunden Recherche literarischer Quellen eine neue Sichtweise auf die Zeit der Doppelmonarchie und deren Nachfolgestaaten.

